

10.7.2021

Laudatio für Natascha Wodin zur Verleihung des Gisela Elsner-Literaturpreises in Nürnberg

Von Jörg Magenau

Als Natascha Wodin zu schreiben begann, war sie eine Fremde. Sie war es in vielfacher Hinsicht. Schon ihr 1983 erschienenes Debüt „Die gläserne Stadt“ handelte davon. Fremd und unzugehörig war sie als Tochter einer ukrainischen Mutter und eines russischen Vaters, die als Zwangsarbeiter im Krieg nach Deutschland verschleppt worden waren. Als Kind von „Displaced Persons“ wurde ihr die Unzugehörigkeit gewissermaßen eintätowiert. Auch wenn sie in der Schule Deutsch zu sprechen lernte, blieb sie die Russin und also die Fremde, und sie blieb es auch später als Übersetzerin und Dolmetscherin aus dem Russischen – ihr Beruf, bevor sie freie Schriftstellerin wurde.

Displaced, deplatziert, am falschen Ort. Das galt für die Zehnjährige, die durch das Fenster des Leichenschauhauses ihre tote Mutter betrachtete, die sich im Wasser der Regnitz das Leben genommen hatte. Das galt für die fünf Jahre, die das Mädchen in einem katholischen Kloster in Bamberg verbrachte. Das galt ganz sicher für die Zeit, die sie nach der Flucht vor der väterlichen Gewalt auf den Straßen Nürnbergs in selbstgewählter Obdachlosigkeit überlebte. Das galt aber auch für den Irrtum der ersten Ehe mit einem Deutschen, geschlossen aus der tiefen Sehnsucht heraus, eine deutsche Hausfrau zu sein und also endlich dazuzugehören. Und es galt für die zweite Ehe mit dem Schriftsteller Wolfgang Hilbig.

Aus all diesen biographischen Bruchstücken fügt sich das Werk von Natascha Wodin zusammen. Das Autobiographische ist dabei immer eng mit dem Historischen verschränkt. So persönlich und einzigartig all diese Gefährdungen auch sind: Die Gewalt, die sich in ihrem Leben und in dem ihrer Eltern äußert, ist ein Teil der Gewalterfahrung des 20. Jahrhunderts. Das macht die Romane Natascha Wodins so außergewöhnlich und so erschütternd.

Displaced, deplatziert, am falschen Ort. Immer wieder. Das ist die Ausgangslage ihres Schreibens, mit dem sie von Anfang an ihr ganzes Leben in die Wagschale der Literatur geworfen hat. Immer wieder kehrte sie mit ihren Romanen in die Zeit der Kindheit und Jugend und größten Fremdheit zurück, zuletzt in dem mit dem Preis der Leipziger Buchmesse ausgezeichneten Mutterbuch „Sie kam aus Mariupol“ und in dem daran anschließenden Roman über das Schicksal des Vaters, „Irgendwo in diesem Dunkel“. *„Längst war der Ort, wo ich den größten Teil meiner Kindheit und Jugend*

*verbracht hatte, ein innerer Ort für mich geworden, der kaum noch Ähnlichkeiten hatte mit der Realität, die ich jetzt durchs Autofenster sah*", heißt es da gleich zu Beginn, wo die Erzählerin an einem verregneten Dezembertag durch die abweisende fränkische Mittelgebirgslandschaft fährt, dem Herkunftsort entgegen.

Es scheint so, als müsse Natascha Wodin die traumatischen Erfahrungen ihres Lebens immer wieder erinnern, wiederholen und durcharbeiten wie in der Psychoanalyse. Wer sich auf die Lektüre ihrer Bücher einlässt, wird mit den Schattenseiten der menschlichen Existenz und der Geschichte konfrontiert. Das lassen schon Titel wie „Nachtgeschwister“ oder eben „Irgendwo in diesem Dunkel“ ahnen. Natascha Wodin selbst ein Nachtmensch, der abends zu arbeiten beginnt, ist auf Nacht spezialisiert.

In keiner der beiden Sprachen und weder im Westen noch im Osten wirklich beheimatet zu sein, ist die grundlegende und unüberwindliche Erfahrung ihres Lebens gewesen, die auch ihr literarisches, von Anfang an deutschsprachiges Werk durchzieht. Auch dann, wenn die beiden Sprachen in ihr eine friedliche Koexistenz führten, waren die Welten, in denen diese Sprachen gesprochen werden, getrennt. So hat der Vater auf Deutsch nie mehr zu sagen gelernt als „*brauche*“ oder „*brauche nix*“. Mehr hatte er seiner deutschen Umgebung sein Leben lang nicht mitzuteilen. Die Grenze, die zwischen den Sprachwelten verläuft, ist eine andauernde Herausforderung. Sie zu überwinden ist der Antrieb eines Schreibens, das die Fremdheit thematisiert und in immer neuen Anläufen zu überschreiten versucht: Fremdheit als existentielles, subjektives Gefühl ebenso wie als frühe Erfahrung einer abweisenden, geschlossenen, feindseligen Gesellschaft.

Vermutlich gab es nichts Unpassenderes, als nach 1945 ausgerechnet als Russin ausgerechnet in Deutschland aufzuwachsen, wo alles Russische als feindlich empfunden wurde und als störende Erinnerung an Nationalsozialismus und Kriegsverbrechen – die eigenen und die erlittenen – ausgegrenzt wurde. Erst im Schreiben kann diese Fremdheit überwunden werden, indem sie Thema werden darf. Aber zunächst ist da diese Grenze. Und wo eine Grenze ist, da sind auch Grenzwächter.

Sinnbildlich dafür ist jener Fabrikbesitzer, der den russischen Displaced Persons 1945 in einem mit Alteisen vollgestellten Schuppen auf seinem Gelände am Rande Nürnbergs Unterschlupf gewährte und sie mit dem Nötigsten versorgte. Von seinem guten Willen abhängig zu sein, war auf jeden Fall besser, als wieder in ein Lager zu müssen. Fünf Jahre lang, in denen die Mutter in ständiger Angst lebte, wurde dieser Schuppen zur Bleibe und zur ersten Heimat für das kleine Mädchen, das im Dezember 1945 zur Welt kam. Im Schuppen gab es weder Strom noch Wasser. Wasser gab es

nur im Bahnwärterhäuschen auf der anderen Seite des Fabrikhofs. Doch dort wohnte ein alter Nazi, ein Russenhasser, der den Flüchtlingen nur deshalb den Zugang zum Wasserhahn nicht verweigerte, weil er die Autorität des Fabrikbesitzers respektierte. Aber die Mutter wusste nie, ob sie auch am nächsten Tag noch einmal würde Wasser holen dürfen.

*„Die Grenze zwischen der westlichen und der östlichen Welt war durch mein ganzes Leben verlaufen“*, heißt es in Natascha Wodins neuem Roman *„Nastjas Tränen“*, der Ende August erscheinen wird. *„Diese Grenze hatte sich so tief in mein Inneres eingepägt, dass ihr Verschwinden in der äußeren Welt für mich nicht fassbar wurde.“* Dennoch ist es spätestens seit 1989 nicht mehr so klar, auf welche Seite dieser Grenze Natascha Wodin eigentlich gehört. Im Verhältnis zu dieser Nastja, die aus der Ukraine stammt, einer Bauingenieurin, die nun in Berlin ihr Dasein als Putzfrau bestreiten muss und keinen Zugang zur deutschen Gesellschaft und Sprache findet, ist sie die Westlerin, die Deutsche. Und auch in der Ehe mit dem Dichter Wolfgang Hilbig, der aus dem sächsischen Braunkohletagebauegebiet stammte, war sie die Frau aus dem Westen, bei der er Halt und Sicherheit suchte.

In dem Roman *„Nachtgeschwister“*, in dem es um dieses Eheverhältnis der westdeutschen Schriftstellerin mit dem ostdeutschen Dichter geht, findet sich dieser Satz: *„Mit dem Fall der Mauer war für mich das letzte Stück jener Grenze verschwunden, die durch mein ganzes Leben verlaufen war, durch meine Gedanken, meine Gefühle, durch meine Nerven und Zellen, eine Grenze, die, ohne dass ich es bemerkt hatte, meine Identität geworden war, so etwas wie meine Heimat.“* Diese ins Innere verlegte Grenze aber existiert weiter. Das ist eben keine politische Grenze, die Zutritt erlaubt oder verweigert, sondern das Trennende schlechthin. Sie bleibt als etwas bestehen, das sich in den Leib eingeschrieben hat. Die Grenze als Aufenthaltsort, als Identität, als Heimat. Diese Grenze kann nicht verschwinden.

Als Natascha Wodin in den 1980er Jahren ihre ersten Bücher veröffentlichte, war Fremdheit womöglich noch ein Makel und innerhalb der Literatur nicht mehr als ein Nischenphänomen. Um publizieren zu können, musste sie ihren Namen Natalja Nikolajewna Wdowina ändern, der Rowohlt Verlag fand, er sei der deutschen Leserschaft nicht zumutbar. Seither heißt sie Natascha Wodin und sagte einmal über sich: *„Ich trage diesen Namen wie einen Buckel.“*

Die deutschsprachige Gegenwartsliteratur war damals vor allem Deutsch und wurde von Migrantinnen und Migranten allenfalls ergänzt. Das hat sich inzwischen gründlich geändert. Migrationserfahrungen gehören heute fast schon zum guten Ton und Autorinnen und Autoren mit sogenanntem Migrationshintergrund – von Terezia Mora

bis zu Sasa Stanisic – zu den wichtigsten deutschsprachigen Schriftstellerinnen und Schriftstellern der Gegenwart. Mit ihnen sind Herkunft, Zugehörigkeit, Identität und Sprache zu prägenden Themen geworden. Das hat auch die Rezeption der Werke von Natascha Wodin verändert. Ohne dass sich ihr Schreiben und ihre Themen verändert hätten, ist sie vom Rand ins Zentrum des Literaturbetriebs geraten. Fremdheit ist zu einer positiven inhaltlichen Bestimmung geworden. Zuwanderung gilt als sprachliche und kulturelle Bereicherung. Ja, auf eine seltsame, dialektisch verdrehte Weise hat sich Fremdheit innerhalb der Literatur in ein Kriterium der Zugehörigkeit verwandelt.

Was heißt das aber für eine Autorin, deren Leben und Schreiben entlang einer Grenze verlaufen ist und die von sich sagt, die Grenze sei zu ihrer Identität, zu ihrer Heimat geworden? Es heißt, dass sie sich selbst und ihrer Leserschaft zumutet, den Blick auf all das zu richten, was jenseits der Grenze liegt und was sie von dort an Erfahrungen und Erinnerungen mitbringt. Sie zeigt uns die Grenzbereiche der Existenz, die ihre Heimat sind. Mit ihr überschreiten wir die Grenze, die zwischen der Komfortzone der Behaglichkeit und dem Unerträglichen verläuft. Die Grenze, die das Beheimatetsein des Menschen in der Welt vom Abgrund des Unmenschlichen trennt.

Die Schriftstellerin Natascha Wodin hat ihren Beobachtungsposten exakt auf dieser Trennlinie bezogen. Das heißt, sie ist eine Kundschafterin des menschlich Möglichen und Unmöglichen. Mit einer schier grenzenlosen Klarheit, Nüchternheit und Unerschrockenheit blickt sie in die Bezirke des Daseins, vor denen viele Menschen die Augen verschließen möchten. Sie ist eine unbestechliche Berichterstatteerin, eine Art Cassandra, die uns nicht die Zukunft, sondern die Vergangenheit offenbart und dabei vor keinem Schrecken zurückschreckt. Das gilt für ihr eigenes Leben, für Eheverhältnisse, männliche Gewalt und die Nöte des Schreibens ebenso wie für Kriege und NS-Verbrechen oder die Auswüchse der russischen Revolution, die in „Sie kam aus Mariupol“ in einer Genauigkeit und haarsträubenden Drastik beschrieben werden, die ihresgleichen sucht.

Auf jedes Entsetzen folgt ein noch schlimmeres Entsetzen, hinter jedem Abgrund öffnet sich ein noch tieferer. So erzählt sie im neuen Roman „Nastjas Tränen“ in einer kleinen Passage nebenbei von den Ereignissen in Babyn Jar, einer romantischen, tiefen Schlucht bei Kiew, in der die deutschen Besatzer am 29. und 30. September 1941 36.000 Juden, Zigeuner und Kriegsgefangene ermordeten. Deren Leichen mussten KZ-Häftlinge wenig später wieder ausgraben, um sie zu verbrennen. Und weiter, ich zitiere aus „Nastjas Tränen“: *„Die Rückstände, verkohlte Knochen, mussten die über dreihundert Häftlinge in mehreren Arbeitsgängen zerstampfen und zusammen mit der Asche mit Sand vermischen. Nach getaner Arbeit wurden sie als Mitwisser erschossen. In den folgenden Jahren wurden in dieser Schlucht nach und nach noch*

*weitere hundert- bis hundertfünfzigtausend Menschen von den Nazis ermordet, vor allem Juden.*" Doch auch damit noch lange nicht genug. Natascha Wodin berichtet weiter. Die Schlucht der Toten wurde nach dem Krieg als Sammelbecken für Industrieabfälle genutzt. Neun Jahre lang wurde sie mit stinkender Schlacke befüllt, bis im März 1961 ein Damm brach und sich die ganze Schlammlawine aus Giftmüll und der Asche der Toten in die Stadt ergoss.

Im Schreiben, im Beschreiben, im Bewahren und Erinnern gibt es eben keine Grenze und keine Zurückhaltung. Natascha Wodin setzt sich im Schreiben über alle Rücksichten hinweg. Ihr Blick auf die Menschen ist das, was man so abgedroschen wie verniedlichend gerne „schonungslos“ nennt. Schonungslos heißt aber im Blick auf die Menschen – seien es Mutter oder Vater oder, wie im jüngste Buch die ukrainische Freundin Nastja – niemals herabwürdigend. Im Gegenteil. Die Menschen bekommen ihre Würde durch das, was sie aushalten und überstanden haben. An keiner Stelle entsteht das Gefühl, an einer Indiskretion teilzuhaben oder in eine voyeuristische Haltung hineingezwungen zu werden. Darin liegt eine hohe literarische Qualität.

Wodin ist eine Berichterstatteerin von schmerzlicher Genauigkeit. Beschönigen liegt ihr nicht. Sie zeigt die Wirklichkeit so, wie sie ist. Darin besteht ihr literarisches Credo. Sie ist keine Erfinderin von Ereignissen, sondern eher eine Aufzeichnerin auch der eigenen Lebensgeschichte. Und doch nimmt das Erzählen seinen eigenen Verlauf, löst sich von den Vorgaben, ordnet und strukturiert das Erlebte. Wahrheit besteht auch bei Natascha Wodin nicht in buchstabengenaue Übereinstimmung von Literatur und Leben. Wenn sie Jahre später in ihren Büchern lese, hat sie einmal verraten, wisse sie oft selbst nicht mehr, was tatsächlich geschehen sei und was sie erfunden habe.

Seit ein paar Jahren gibt es dafür den Begriff „Autofiktion“, der genauer beschreibt, was da vor sich geht, als „Autobiographie“. Die Grenze, an und mit der Natascha Wodin existiert, verläuft quer durch dieses Wort. Diese Grenze trennt „Auto“ und „Fiktion“, schmiedet damit aber, wie jede Grenze, das Getrennte zugleich zusammen. Denn nur zusammen, als Einheit, haben die Teile „Auto“ und „Fiktion“ Bestand. Erst wenn es erzählt wird, wird das Erlebte zu einem Leben und, indem es erzählbar geworden ist, von seiner bloßen Ereignishaftigkeit erlöst.

In „Nastjas Tränen“ kommt die unglaubliche Bezeichnung „Fiktionsbescheinigung“ vor. So etwas gibt es wirklich. Eine Fiktionsbescheinigung wird von der Ausländerbehörde ausgestellt; sie ist eine Art provisorische Aufenthaltsgenehmigung, die bis zu dem Tag gilt, an dem das Amt endgültig über das Bleiberecht entscheidet. Eine Fiktionsbescheinigung ist also ein nicht ganz wirkliches, aber doch amtliches Dokument. Vielleicht könnte man den Begriff der Bürokratie entwenden und ihn auf

die Literatur übertragen. Dann könnten Autoren, wenn sie nach dem autobiographischen Gehalt ihrer Texte gefragt werden, ganz einfach die Fiktionsbescheinigung zücken, womit alle künstlichen Grenzziehungen zwischen „Auto“ und „Fiktion“ obsolet werden würden.

Grenzen sind immer nur dann schlecht, wenn sie undurchdringlich sind. Grenzen schaffen ja immer auch ein Jenseits, einen Sehnsuchtsort, der so lange existiert, wie er nicht oder nur schwer zu erreichen ist. Das christliche Paradies ist so ein Jenseits, das als verlorener Ort am Ursprung der Menschheit liegt und allenfalls nach dem Tod wieder erreichbar sein wird. Eine Grenze schafft, indem sie ein Jenseits ermöglicht, einen Raum der Hoffnung. Ingo Schulze hat einmal über diese irdische Transzendenz nachgedacht, wo der Westen aus östlicher Perspektive den Platz des Paradieses einnahm, das bestand, solange es unerreichbar war. Darüber schreibt auch Natascha Wodin in „Nastjas Tränen“, wenn sie über Nastja sagt: *„Sie hatte gar nicht gewusst, wie tröstlich es für sie in der Ukraine gewesen war, daran glauben zu können, dass es eine bessere Welt gab als ihre eigene. Jetzt, da sie in der besseren Welt angekommen war, hatte sie diesen Trost verloren.“*

So gesehen ist es tröstlich zu wissen, dass die Grenze für Natascha Wodin weiterexistiert, in ihr, leiblich, und also unüberschreitbar. Hinter all dem Schrecken, auf den sie starrt wie Walter Benjamins Engel der Geschichte, den ein Sturm vom Paradies her in die Zukunft treibt, während er mit weit offenen Augen auf die Katastrophen der Menschheitsgeschichte zurückblickt, hinter all diese Schrecknissen liegt wie ein fernes Licht die Hoffnung auf eine Menschlichkeit, die sich über alle Zerstörungen hinweg bewährt. Dieses Licht leuchtet auch in Natascha Wodins Nacht- und Dunkelheitsbüchern von jenseits der Grenze.

Der Roman „Nachtgeschwister“ endete so: *„Mir bleibt nichts anderes als zu warten. Nacht für Nacht das Warten auf die Worte, die Worte für das, was nicht sagbar ist, für das Rätsel meiner Geschichte.“* Auch da befindet sie sich an einer Grenze. Es ist die Grenze zwischen der Sprache und dem, was in der Sprache nicht aufgehen will. Vermutlich handelt es sich dabei um die Grenze, an und mit der alle wirklichen Schriftstellerinnen und Schriftsteller leben und die sie immer weiter vor sich her, immer tiefer in die Bezirke der Sprachlosigkeit hineinschieben. Natascha Wodin gehört ganz sicher zu ihnen.